

# «Ich will doch nicht ein Leben lang dieser Max Frisch sein»

**Neue Biografie** Julian Schütt hat den zweiten Teil seiner grossen Frisch-Biografie beendet. Ein höchst beeindruckendes Buch, das von Jahren des Erfolgs, der Affären und der Selbstzweifel erzählt.

**Martin Ebel**

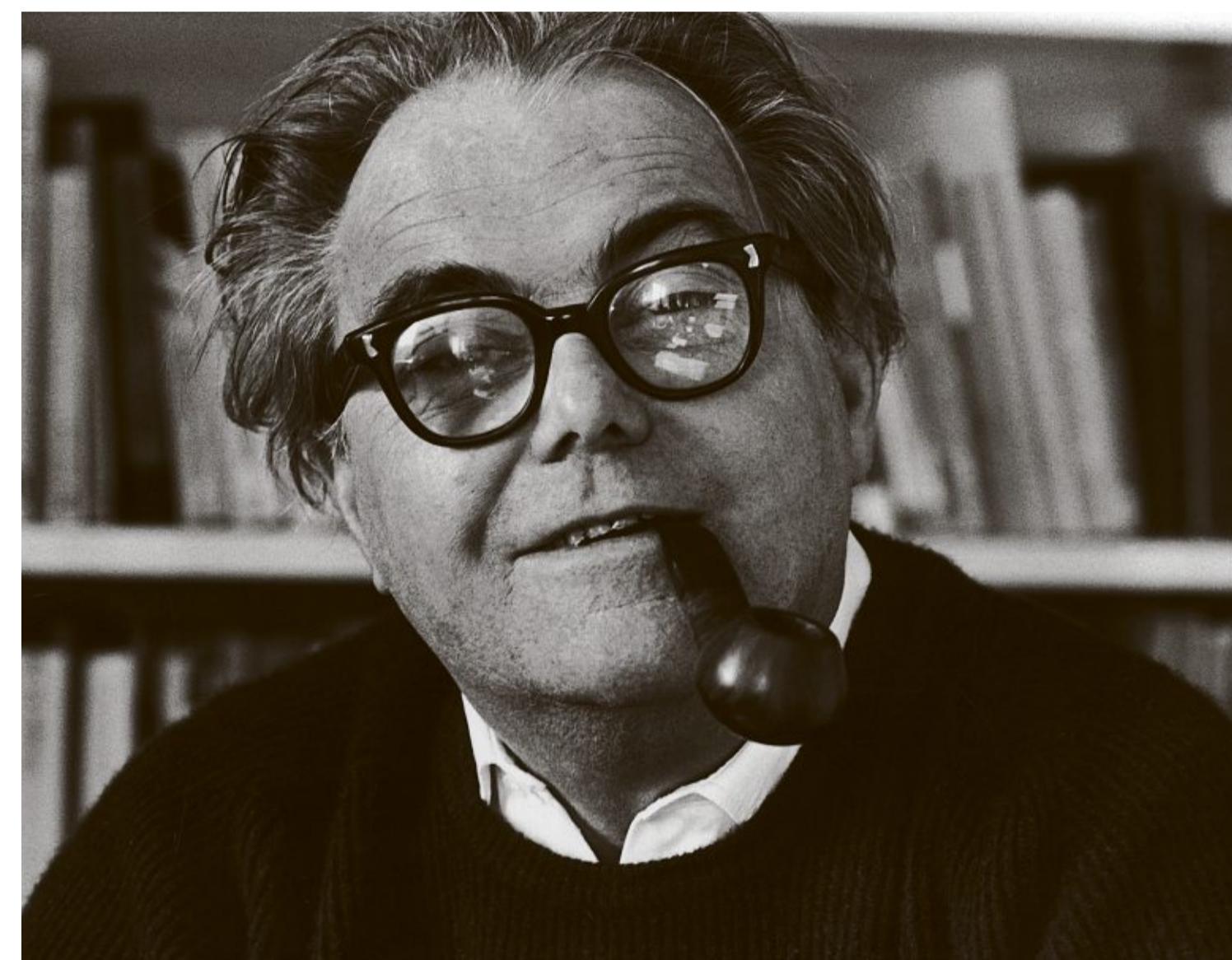
An Büchern über Leben und Werk von Max Frisch besteht kein Mangel. Aber die grosse, umfassende Biografie, die nicht nur auf der Kenntnis sämtlicher Werke, sondern auch des unveröffentlichten Nachlasses beruht sowie auf Gesprächen mit Freunden, Geliebten und massgeblichen Zeitgenossen: Auf die hat man lange warten müssen.

Der Journalist Julian Schütt hatte den ersten Band, «Biographie der Anfänge», 2011 vorgelegt. 14 Jahre hat es gedauert, bis er den zweiten abschliessen konnte: «Biographie einer Instanz» lautet der Untertitel und behandelt die Jahre der grossen Erfolge von «Homo Faber» über «Gantenbein», «Andorra» bis «Montauk», die dramatische Liebe zu Ingeborg Bachmann, die zweite Ehe mit Marianne Oellers, die späteren Liebesbeziehungen mit Alice Carey und Karin Pilliod.

Der ganze Frisch also liegt jetzt vor, biografisch umfassend kartografiert. Ist es ein neuer Frisch, ermöglicht Schütt einen überraschenden Blick auf einen vermeintlich bekannten literarischen Kontinent? Nein. Das war auch nicht zu erwarten, dafür ist zu viel schon bekannt, haben Texte wie das «Berliner Tagebuch» oder der «Entwurf zu einem dritten Tagebuch», die in den letzten Jahren erschienen sind, vor allem aber der Briefwechsel mit Ingeborg Bachmann tiefe Einblicke in bisher verborgene oder wenig ausgeleuchtete Zonen erlaubt.

## Wutanfälle, Eifersucht und viel Schnaps

Frisch, der keine Biografien mochte, schrieb aber, wie unter dem Goethe-Motto «Biografie ist alles» stehend, stets in mehr oder weniger grossem Abstand zu seinen eigenen Lebensthemen und -komplexen. Die Aufgabe – und die Schwierigkeit! – des Biografen besteht deshalb darin, dem in Literatur (oder Autofiktion) verwandelten Leben das «wahre Leben» gegenüberzustellen, ohne dass dies zum Aufrechnen, gar zum Beckmessen («so war es aber gar nicht») gefährt. Das ist Julian Schütt beeindruckend gelungen.



«Die Wunde der eigenen Geringachtung» sei «fast immer offen», schreibt Max Frisch in einem Brief an Ingeborg Bachmann. Foto: Getty Images

Nähe und tiefe Kenntnis verführen ihn nicht zur Identifikation, die nötige sachliche Distanz nicht zur Kälte. Wir erleben Frischs Wutanfälle, seine Destruktivität, seine Eifersucht. Der Autor registriert den problematischen Alkoholkonsum (als tägliche Dosis nennt Frisch selbst, das sind die 1970er-Jahre in Berlin, 1 Flasche Rotwein, 1 kleines Bier, 2 Whiskys, 3 Schnäpse). Wir

ihr gegenüber fühlt er sich unterlegen – und reagiert oft so, dass sie dann in ihm den Unterdrücker sieht. «Bin ich ein Tyrann aus Mimosenhaftigkeit?», fragt er wiederum. Die Beschreibung und Analyse der scheiternden Liebe zu dieser Dichterin – und dass es eine grosse Liebe war, daran lässt Julian Schütt keinen Zweifel – gehört zu den Höhepunkten dieser Biografie.

Sie war wohl das erschütterndste Erlebnis in Frischs Leben – hier scheiterte etwas, das unbedingt gelingen sollte.

## Ohne Frau konnte er nicht sein

Was Schütt beschreibt, gestützt auf den Briefwechsel und viele weitere Quellen, ist weniger etwas für Voyeure als für psychologisch Interessierte und menschlich Mitführende. Da ist zum einen die (von Frisch konstatierte) literarische Fallhöhe: «Der Vergleich mit Bachmann machte ihn unterwürfig. Er brachte sie mit Ruhm in Verbindung, sich aber lediglich mit Erfolg», konstatiert Schütt. Dann widersprach Frischs Vorstellung vom Zusammenleben ihrer Vorstellung von Privatheit, ihrer «Heimlichkeitstrategie» (wie das Reinhard Baumgart genannt hat). Affären mit Dritten kamen dazu, das Ende war hässlich.

Ohne Frau konnte Max Frisch offenbar nicht sein, mit Frau war es nicht einfach mit ihm. Mit sich selbst hatte er es auch nicht leicht. «Ich will doch nicht ein Leben lang dieser Max Frisch sein», hat er in einem Gespräch

mit dem Kollegen Horst Bienek gesagt. In jeder Arbeit will Frisch sich entkommen, schreibt Julian Schütt, und das macht in den Augen des Biografen die enorme Originalität seines Werks aus: Trotz der Kontinuität der Lebensthemen stets ein neuer formaler Ansatz, ein neuer Zugriff.

## Hadern mit der Schweiz bis zuletzt

Worin sich Frisch auch treu blieb: das Hadern mit der Schweiz. Zwar ist auch das keine neue Erkenntnis, ist Frisch doch bis heute das «role model» für jeden wackeren Schweiz-Kritiker-Literaten. Aber es überrascht doch, wie aktuell Frischs Interventionen aus den, sagen wir, 1960er-Jahren klingen, wenn er der Schweiz vorhält, Europa nicht mitgestalten zu können, aber durch Übernahme von Gesetzen durch Europa gestaltet zu werden. Oder wenn er gegen die «Überfremdungs»-Hysterie – immer noch in den 1960ern – betont, ohne die «Fremden» würde er sich in der Schweiz weniger heimisch fühlen, und einen Vortrag hält von «Überfremdung als Chance».

Gegen die Selbstzufriedenheit der Schweiz, in der besten aller Welten zu leben, vor allem aber in der besten aller Demokratien, setzte er die Wirklichkeit: einen geschlossenen Zirkel der Reichen, der sich eine Armee zum Schutz hält. Noch in hohem Alter loderte sein Zorn auf, als 1989 der Fichenskandal aufflog und er seine Akte mit polemischen Kommentaren versah – die er

dann allerdings nicht veröffentlichte.

Julian Schütt's nun vollständige Biografie ist eine imponierende Arbeit, die Vermessung eines literarischen und menschlichen Massivs. Ihr Ergebnis ist erfreulich lesbar, die Bewältigung des überwältigend umfangreichen Materials oft elegant, zuweilen brillant. Schütt konnte unveröffentlichte Notizen aus dem Nachlass einarbeiten, Gespräche mit Nahen und Fernstehenden, von der zweiten Ehefrau Marianne bis hin zum Intimfeind Ernst Bieri, Inlandredaktor der NZZ, führen.

Was man bei einem so profunden Kenner seines Objekts vermisst, ist ein Abschnitt zu Nachleben und Wirkung. Und vielleicht eine eigene Einschätzung, wie Frisch ein Vierteljahrhundert nach seinem Tod, ein Dreivierteljahrhundert nach dem Erscheinen der Erfolgsstücke und Erfolgsromane, in der literarischen Welt, in der Schweizer Gesellschaft heute dasteht. Jenseits des Schulbuchautors, des Bühnenklassikers – was hat er uns heute zu sagen, welche Fragen, welche Provokationen gehen von ihm aus, immer noch oder wieder neu?

**Julian Schütt:** Max Frisch. Biographie einer Instanz



Suhrkamp, Berlin 2025. 733 S., ca. 50 Fr.

**Sony's Kopfhörer ist faltbar, leicht – und sehr bequem**

**WH-1000XM6** Der Kinosound und der Komfort erhalten in unserem Test Bestnoten. Es gibt aber auch Kritik.

So euphorisch hat man Sony schon lange nicht mehr gehört. Natürlich müssen Marketingprofis ihre Neuheiten in den höchsten Tönen loben, aber dieses Mal scheint sich Sony besonders sicher zu sein, einen Hit zu haben.

Wirklich? Ich habe den neuen Lärmunterdrückkopfhörer mit dem holprigen Namen WH-1000XM6 (Preis: 450 Franken) eine Woche zu Hause, im Büro, im Flugzeug und im Zug getestet.

Tonqualität und Lärmunterdrückung kann man getrost als Pflicht bezeichnen. Wo sich Kopfhörer heute unterscheiden (und ihre teils hohen Preise rechtfertigen), ist allerdings bei der Kür: Bedienung, Design, Zusatzfunktionen, Apps, Mikrofone.

Das sind die Highlights:

## — Faltbar

Irgendwann in den letzten Jahren ist es aus der Mode gekommen, dass man Kopfhörer zusammenfalten kann. Sony bringt das zum Glück zurück. Die XM6 passen damit wunderbar in Reise- oder gar Jackentaschen.

## — Leicht und bequem

Während andere Hersteller auf Premiummaterialien wie Metall setzen, arbeitet Sony konsequent mit Plastik. Die XM6 wiegen darum nur 253 Gramm und sind bequemer als die Konkurrenz.

## — Kinosound und Optionen

Guter Klang ist hochgradig subjektiv. Da bietet Sony eine Vielzahl an Optionen und Equalizerfunktionen in der Handy-App.

Mit dabei ist auch eine kontroverse Neuerung: eine Art Instagram-Filter für Musik. Einer lässt die Musik so klingen, als sässe man in einem Café und die Musik dudelt im Hintergrund. Das wirkt albern und wie eine Technikspielerie. Der zweite Modus heisst Kino und tut so, als würde man seine Musik in einem Kinosaal hören.

Das sind die Enttäuschungen:

## — Touchbedienung

Sony nutzt für die Bedienung ein Touchfeld an der rechten Hörmuschel. Für mich mit Abstand die schlechteste Option von allen. Mal klappt es mit der Lautstärke, mal nicht. Um einen Song zu pausieren, muss man auf die Hörmuschel klopfen, was im Ohr unangenehm klingt.

## — Kein USB-C-Audio oder Dolby Atmos

Für High-End-Kopfhörer dieser Preisklasse leistet sich Sony zwei bedauerliche Schnitzer. So fehlen zwei Funktionen, die man inzwischen erwarten kann: Einerseits kann man die Kopfhörer nicht mit einem USB-C-auf-USB-C-Kabel mit einem Laptop, Smartphone oder Tablet verbinden. Das wäre praktisch, wenn man bei Filmen, Videoschnitt oder Games verzögerungsfreies Audio möchte. Immerhin haben die Sony-Kopfhörer einen Klinkeeingang. Blöd nur, wenn das Abspielgerät keinen mehr hat. Außerdem fehlt den Kopfhörern noch die Möglichkeit, Musik in Dolby Atmos abzuspielen. Sony setzt da lieber auf den eigenen 360-Audio-Standard. Schade.

Rafael Zeier